Aus dem Reiche des Wissens

Droht uns der Verlust der Zehen?

Die Befürchtung, daß die Menschen im Zeitraum einiger tausend Jahre die kleine Zehe ganz verlieren könnten, gründet sich nach dem Ausspruch mehrerer Fachgelehrten auf die Entwicklungslehre Darwins. Der Nichtgebrauch gewisser Körperorgane und deren Ausschaltung (Verschwinden) gehen Hand in Hand mit der natürlichen Evolution. Sehr deutlich ist das bezüglich des Fußes zu erkennen: Bei Wilden, die keinerlei Fußbekleidung oder höchstens ganz weiche Mokassins tragen, liegen die Zehen fächerartig gespreizt, als ob sie in die Erde eingreifen sollten. Bei vielen Eingeborenen der Philippinen sieht man diesen Bau des Vorderfußes sehr deutlich. Deren kleine Zehe wird stets in Gebrauch genommen und ist überraschend tätig. Das Einzwängen in einen schlecht passenden Schuh verunstaltet die Zehe, macht sie allmählich immer kleiner und schließlich ganz gebrauchsunfähig. Wehrt man sich auch in Zukunft nicht gegen den Druck zu engen Schuhwerks, so wird die kleine Zehe noch weiter kleiner und zuletzt überhaupt ganz nutzlos werden.

Die größten Meereswogen.

Die Höhe und Länge der Wogen auf dem Meere ist, wenn die Beobachtungen und Berechnungen eines französischen Ingenieurs zutreffen, bisher immer überschätzt worden. Viele Beobachtungen sind auf kleinen Schiffen angestellt worden, und da deren Deck von den Wogen immer stark geneigt wurde, kam man dabei zu falschen Ergebnissen. Bei Vermeidung dieser Fehlerquelle wurden als größte Höhe der Wellen 13 Meter gefunden, doch glaubt der Ingenieur, daß sie in den südlichen Meeren wohl noch um 3 Meter höher werden könnten. Als größte Länge wurden ausnahmsweise 750 Meter beobachtet. Zwischen der Länge und dem Aufeinanderfolgen der Wogen besteht ein bestimmtes Verhältnis. Die längsten Wellen zeigten Perioden von 23 Sekunden.

Hier und dort

Der Preis für wilde Tiere.

Auch der Handel mit wilden Tieren hat seinen Preiskurant und schwankt je nach dem vorhandenen Material. Löwen und Tiger kommen durchschnittlich auf 1500 Mark per Stück zu stehen. Ein gefleckter Panther auf 500 Mark, ein Leopard auf 350 Mark. Dagegen wird für den schwarzen Panther ein Preis von 2300 bis 3000 Mark und für den gefleckten Tiger sogar zuweilen 5000 Mark gezahlt. Der Preis eines Rhinozeros hält sich zwischen 7000 und 18 000 Mark. Ein afrikanischer Elefant ist durchschnittlich 1000 Mark wert, der indische dagegen kann bis 5000 Mark kosten. Sehr verschiedenartig ist der Preis der Affen, vom kleinen Äffchen zu 15 Mark an bis zum Schimpansen oder Orang-Utan, der kaum unter 2000 Mark zu haben ist.

Verein gegen unglückliche Ehen.

In Baltimore gibt es einen Verein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, unglückliche Ehen zu verhindern. Jeder Junggeselle kann Mitglied werden und gewinnt dadurch die gute Aussicht, keinen Fehlgriff zu tun, wenn ihm die Stunde kommt, da er es für zweckmäßig erachtet, in den heiligen Stand der Ehe zu treten. — Fühlt er das Thermometer seines Herzens zu dieser kritischen Höhe gestiegen, so kommt es darauf an, daß er so viel kaltes Blut besitzt, sich beim Vorstand des Vereins als herzkrank zu melden. Dieser veranstaltet nun eine genaue Prüfung der Sachlage, alle Verhältnisse werden in Erwägung gezogen und namentlich der Charakter der Erkorenen wird zu ergründen gesucht. Ist die Untersuchung beendet, deren Ergebnis der Heiratskandidat geduldig abwarten muß, so wird diesem das Gutachten über die erstrebte Lebensgefährtin mitgeteilt und ihm guter Rat erteilt, ob er sie nehmen soll oder nicht. Befolgt er den Rat nicht, so hat er sich etwaige üble Folgen selbst zuzuschreiben. Ob der Verein viele Erfolge erzielt hat, darüber läßt der Chronist nichts verlauten.

Ein- und Ausfälle

Mißtrauen ist eine schlechte Rüstung, die mehr hindern kann als schirmen.

*

Wer entbehrt, um mitzuteilen, der genießt doppelt.

*

Für unser Lebensglück ist das, was wir sind, die Persönlichkeit durchaus das Erste und Wesentlichste.

*

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunst, vorzüglich, wenn sie von Demut begleitet wird.

Lose Blätter

Rauchen verboten.

In Abessinien wird es als ein Verbrechen betrachtet, zu rauchen. Das Gesetz, das den Genuß des Tabaks verbot, bezweckte anfänglich nur, zu verhindern, daß die Priester in den Kirchen rauchten; es wurde aber zu buchstäblich genommen, und jetzt muß sogar jeder Ausländer sehr vorsichtig sein, sich nicht beim Rauchen ertappen zu lassen.

Passendes Geburtstagsgeschenk.

Wenn chinesische Eltern das 55. Lebensjahr erreicht haben, tun sich deren liebevolle Söhne und Töchter zusammen und bescheren beiden Teilen einen Sarg mit dem Wunsche, daß der Tag (Geburtstag) ihnen noch oft wiederkehren möge. So sieht man denn in vielen chinesischen Häusern Särge stehen, die häufig als Kleiderbehälter benutzt werden.

Allerlei Ratschläge

Marmorgegenstände aufzufrischen.

Die weißen Marmorgegenstände werden sehr leicht dunkelfarbig. Wenn es auch nicht gelingt, die ursprüngliche weiße Farbe wieder vollkommen herzustellen, soll man doch recht befriedigende Resultate erlangen, wenn man die Gegenstände entweder mit reinem oder mit durch Wasser verdünntem Salmiakgeist putzt, wobei man sich mit Vorteil einer kleinen Bürste bedienen kann, besonders um die Vertiefungen gehörig zu reinigen.

Geflügeleinkauf.

Man muß bei dem Einkauf von Geflügel die Unterscheidungszeichen der jungen und alten Tiere gut beachten, da die letzteren wohl gute Suppen geben, auch haschiert zu Farcen und Einlagen verwendet werden, aber als Speise nicht genug schmackhaft sind. Bei der Auswahl der jungen Tiere ist darauf zu sehen, daß sie möglichst fett sind. Die Merkmale, wodurch sich junge von alten Tieren unterscheiden, sind bei jeder Tierart andere. Junge Hühner erkennt man an den kurzen hellroten Kämmen, junge Tauben haben kleine Köpfe, dicke Schnäbel und unter den Flügeln Flaum, junge Enten und Gänse hellgelbe Füße und Schnäbel, bei alten sind sie dunkelgelb. Bei jungen Truthühnern sind die Lappen auf dem Kopfe und unter der Kehle nicht so dunkel gerötet, auch die Beine weniger rot als bei alten Tieren. Die Enten sind am besten von August bis Dezember; die Gänse von Mitte Oktober bis Mitte Januar, die alten Hühner im Winter, wenn sie keine Eier legen, die jungen vom Mai bis zum Herbst und die Kapaunen im Winter.

Ein Nähbrett.

Die Hausfrau, welche mit einem ganzen Berg auszubessernder Wäsche an ihrem Nähtischchen sitzt, empfindet nur zu oft den geringen Raum, den ihr letzterer bietet, auf das unangenehmste. Sie hat es eilig und ist doch genötigt, um diesen oder jenen Flicken sachgemäß auszubreiten und aufzubessern, einen Tisch zu Hilfe zu nehmen, der vielleicht erst abgeräumt werden muß. Wie bequem ist es da, wenn ein handliches Brett bereit steht, das, über die Knie gelegt, einen Tisch improvisiert, der in den meisten Fällen genügt. Dasselbe könnte, um nicht gerade den Hackbrettern der Küche zu gleichen, eine dünne leichte Holzplatte, etwa in Form eines Blattes, sein, lang und schmal mit einem gebogenen Stiel zum Anfassen, oder auch ein langes, eckiges Brett, das seinen Platz an der Fensterwand zwischen Gardine und Glasscheibe findet.

Scherz und Ernst

Die schrecklichen Fremdwörter. Der General von Petern, Kommandant von Spandau, war eine Art Vorläufer von Papa Wrangel, aber seines ungeschminkt soldatischen Wesens halber bei König Friedrich Wilhelm III. sehr beliebt. Mit der deutschen Sprache und noch mehr mit Fremdwörtern stand der General auf gespannutem Fuße. Eines Abends befand er sich auf einem Hofballe in Unterhaltung mit dem Könige, als er eine Dame von prachtvollem Wuchse bemerkte, deren Erscheinung den alten Herrn entzückte. „Majestät," rief er begeistert aus, „sehen Sie nur diesen corpus . . . Donnerwetter . . . delikat!"

Der Gipfel der Zerstreutheit. Der seinerzeit sehr beliebte Tonkünstler Georg Benda litt, gleich vielen Musikern, an großer Zerstreutheit. Eines Tages befand er sich in einer größeren Gesellschaft, und als ihm die Unterhaltung zu viel wurde, zog er sich in eine Fensternische zurück und nahm mechanisch ein gedrucktes Blatt, das dort lag, zur Hand. Er las den Inhalt und rief plötzlich laut durch den Saal: „Brav, brav!" Die übrigen Gäste wurden aufmerksam und fragten ihn, was er habe. „Ein Zeitungsblatt!" war Benda's Antwort. „Und was gefällt Ihnen daran so?" — „Die schwarzen Husaren! Jagen die braven Burschen doch wieder einmal alles im Reich tüchtig vor sich her!" „Wie? — Was? — Jetzt? — Im Reich? — Die schwarzen Husaren?" So fuhren die Fragen der erstaunten Zuhörer kreuz und quer durcheinander. — „So lesen Sie doch selbst, wenn Sie mir nicht glauben wollen!" gab der Musikant in empfindlichem Ton zurück. Das Blatt ward von den andern betrachtet, und man entdeckte, daß es ein fast 20 Jahre altes Zeitungsblatt aus dem Siebenjährigen Kriege war. Benda hatte völlig vergessen, daß der Hubertusburger Frieden schon seit vielen Jahren geschlossen war.

Wochenblatt für Wilsdruff

und Umgegend.

Amtsblatt

für die Königl. Amtshauptmannschaft Meißen, für das Königl. Amtsgericht und den Stadtrat zu Wilsdruff sowie für das Königl. Forstrentamt zu Tharandt.

Nr. 102 | Verantwortlich für Redaktion, Druck und Verlag: Arthur Zschunke in Wilsdruff | 1912

Hinter den Kulissen

Roman aus der Gegenwart von Hans Hyan.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Na, wenn's Ihnen man gut bekommen ist", sagte der Baron trocken. Und wollte schon, seinen Hut fassend, seiner Wege gehen, als ihm einfiel: „Sagen Sie mal, Rabener, die Arbeit im Theater, die macht sich wohl ganz alleine?"

„Wieso," fragte der andere und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen.

„Na, ich verstehe nicht viel vom kaufmännischen Geschäft," meinte der Baron, „aber die Geschäftsbücher befinden sich anscheinend in einem Zustande! . . ."

„So?" sagte Rabener frech, „das hat Ihnen wohl Fräulein Lechner gesagt?

Und das Grinsen auf Felix Rabeners unschönem Gesicht bekam durch eine Beimischung von Haß und Rache etwas geradezu Diabolisches.

Der Baron überlegte einen Augenblick. Dann sagte er sich, daß die Lechner Felix Rabener wohl gewachsen wäre, und gab zu, allerdings habe das Fräulein ihn darauf aufmerksam gemacht, und er wäre ihr dafür sehr dankbar.

„Ach, die," meinte Felix Rabener wegwerfend, „was versteht denn die? . . . Ich muß doch wissen, wie ich meine Bücher zu führen habe!"

„Ja, ich möchte das aber auch gern wissen!" sagte der Baron.

„Sie, Herr Baron? . . . Das ist doch aber der kaufmännische Teil der Sache, der kümmert Sie doch nicht!"

Herr von Gandersheim stutzte, aber er ließ sich seine Überraschung nicht merken, ganz ruhig fragte er: „Wen denn? . . . Wen kümmert es denn?"

Felix Rabener stotterte etwas und kam nicht recht mit der Sprache heraus.

Als ihn aber der Baron mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt abermals fragte: „Na, sagen Sie doch, wen Sie meinen?" Da ging dieser alte Fuchs richtig in die Falle und sagte, seine geheimsten Ideen für einen Augenblick aus dem Hinterhalt vorspringen lassend: „Na, für das Geschäftliche ist doch Herr Deimichel da!" —

„Wer?" fragte der Baron nochmals, als zweifle er, richtig gehört zu haben.

„Otto Deimichel," wiederholte Rabener zögernd, denn schon begann ihm ein Lichtlein aufzugehen über die kolossale Dummheit, die er mit der Nennung dieses Namens im diesem Augenblick begangen hatte.

„So", nickte der Baron, „Sie meinen also? . . ."

Dem andern wurde es etwas seltsam zu Mute bei dieser Grabesruhe.

Er versuchte die Situation mit Frechheit zu begegnen und sagte: „Ja, allerdings! Das ist meine Ansicht . . ."

„Na, dann werd' ich Ihnen mal meine Ansicht sagen", versetzte der Baron, „die Sie sich hinter die Ohren schreiben können, wenn Ihnen Ihre Stellung am „Lyrischen Theater" lieb ist: Herr Deimichel hat bei mir und in meinem Theater gar nichts zu sagen! Nicht das Geringste!! Im „Lyrischen Theater" gibt es nur einen Herrn, und das bin ich! Jeder andere, er mag nun Rabener heißen oder Deimichel oder sonst wie, im „Lyrischen Theater" hat er absolut nichts zu sagen! . . . Ich kann ihn rauschmeißen wie Sie, Herr Rabener, wenn Sie gegen mich intrigieren, oder ich kann mich von ihm trennen, wie von Herrn Deimichel, dem ich eben im Begriff sind, seine zwölftausend Mark und seinen Vertrag zurückzubringen!"

Damit ließ Herr von Gandersheim den verdutzten Rabener stehen und ging hinauf zu Otto Deimichel.

Der Spekulant mußte sich irgendwie beeilt haben, ehe der Baron eintrat, denn er empfing ihn mit den Worten: „Na, ungelegener hätten Sie mir auch gerade nicht kommen können als heute!"

Der Baron wollte schon, verletzt durch dieses Benehmen, umkehren und das Zimmer verlassen, als ihm einfiel, daß es hier viel richtiger sein würde, den Stier bei den Hörnern zu packen. Daher nahm er sich zusammen und sagte genau ebenso brüsk: „Ich komme gerade heute, weil es mir heute am besten paßt, und weil ich Ihnen je eher, je lieber Ihr Geld zurückgeben möchte."

„Nanu", meinte Deimichel und legte sich etwas zurück in seinen Sessel, „wie kommen Sie denn mit einmal darauf?"

Der Baron beachtete diese Frage gar nicht. Er holte aus seiner Brieftasche ein Paket Banknoten und legte sie zusammen mit einem Vertragsformular und einer Abrechnung vor Deimichel hin.

Deimichel erhob sich von seinem Sessel und ging pfeifend ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann blieb er, die Hände in den Hosentaschen und den dicken Bauch vorprotzend, in der Nähe des Barons stehen.

„Na, und ist das nun der Dank dafür, daß ich Ihnen damals aus dem Dreck geholfen habe?"

Der Baron wies ruhig mit der Hand auf das Geld und sagte: „Sie werden besser wissen wie ich, daß geschäftliche Dinge mit Dankbarkeit absolut nichts zu tun haben, Herr Deimichel. Sie haben Ihr Geld in einer Weise verzinst, wie das einem Geschäftsmann wohl sonst nicht häufig passieren dürfte, und der Kontrakt, den wir seinerzeit geschlossen, und den Sie aufgesetzt haben, ist für mich der Beweis, daß Sie alles andere eher wie meinen Vorteil im Auge hatten . . . Sie hätten mich sicherlich aus meinem eigenen Institut schon hinausgeworfen, wenn Sie nicht inzwischen eingesehen hätten, daß das „Lyrische Theater" mit meiner Leitung steht und fällt . . ."

„Na, na", unterbrach ihn Deimichel recht brettspurig, „da giebt's noch andere Leute, die das auch können! . . ."

„Zum Beispiel Herr Willibald Most, nicht wahr?" versetzte der Baron mit einem spöttischen Lächeln, „dieser Herr war wohl auch der Gegenstand der Unterredung mit Rabener, der eben bei Ihnen war?"

Der dicke Mann schien etwas verwirrt.

„Rabener . . . Rabener . . ." sagte er, „ja, der war eben hier, warum soll mich denn der Mann nicht mal besuchen? . . . Man will doch schließlich mal was hören von der Sache, in die man sein Geld reingesteckt hat!"

Unter dem dichten dunkeln Schnurrbart des Barons

SLUB Wir führen Wissen.
Heimatmuseum der Stadt Wilsdruff